

Wasserstand

Das Haus ist eine dunkle Höhle an den ersten Tagen nach meiner Ankunft. Wir erwärmen uns langsam füreinander. Ich hänge meine Pläne an die Fenster, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Manchmal laufe ich ihnen im Regen davon.

An den regnerischen Tagen sieht es aus, als würden die Hänge dampfend ausatmen. Da und dort blinzelt der Wald und zeigt, je nach Licht, Kapellen und Häuser, manchmal nur Fels. Aus der Ferne ist er nicht von Kapellen und Häusern zu unterscheiden.

Ich blinzele in den Bildschirm und versuche Figuren und Geschichten zueinander zu führen, das grosse Ganze, den tragenden Bogen zu finden. Manchmal schneide ich mich dabei ins eigene metaphorische Fleisch. Manchmal schwimmt alles vor den Augen. Dann betrachte ich das, was da ist: Das Wasser, das Grün, die Steine.

Manchmal habe ich Besuch und der Besuch hilft mir beim Betrachten. Wir schauen auf den Fluss, studieren die Geschwindigkeit des Wassers und stellen uns vor, wie das Wasser den Fels zu Sand mahlt, wie die Sandkörner im Fluss an den langsamen Stellen aufhören zu wirbeln, einen Moment schweben und dann absinken, sich sammeln zu den Sandbänken, die sich freundlich an unsere Füße schmiegen. Wir schauen ins Wasser, bis uns schwindlig wird über der Klarheit und Tiefe.

Ich wünsche mir Klarheit und Tiefe für meinen Text. An manchen Stellen ist sie schon da. An vielen wirbelt noch Sand. Manche Stellen sind noch immer harte Brocken.

Ich strecke nackte Arme aus, greife optisch verkürzt nach Steinen: Gesprenkelte, gestreifte, gläsernglitzernde, schneeweiße. Granit, Gneis, Mylonit, Quarz, vielleicht Marmor. Manche Steine verlieren mit der Nässe ihre Schönheit. Manche nehme ich trotzdem nach Hause. Manche haben etwas mit dem zu tun, was ich schreibe. Ich weiss noch nicht was.

Ich gehe mit einem Besuch auf schmalen Wegen auf einen Berg. Wir teilen Brot, Käse, Äpfel, Wasserflaschen und die Angst in der Nacht. Ich bin

dankbar, dass wir das alles teilen, nur damit ich weiss, wie es ist, in der Nacht auf diesem Berg. Ich habe nicht geahnt, dass da so viel Angst auf uns warten würde.

Ohne Besuch bin ich allein mit mir, den Worten und Sätzen und Seiten. Gehe zwischen den Steinen auf die Suche nach Wörtern. Versuche, das schlingende und wuchernde Grün zu benennen. Tauche unter im Fluss und zwischen Buchdeckeln, in der Geschichte des Tales und zwischen den Sprachen. Manche Sätze haben sich verflüssigt in diesen Wochen, sind weich geworden durch die tägliche Übung, das Wiedersehen auf der Strasse, das tägliche Brot. Es schmeckt köstlich.

Am Ende meiner Zeit ist Hochwasser – im Fluss und in meinem Kopf. Der Wasserfall donnert über dem Dorf und auch der Fluss ist bis hier zu hören. Die zwei Monate haben vieles angeschwemmt, aufgewirbelt und angestaut. Es wird dauern, bis sich daraus Wörter und Sätze formen. Noch ist alles in Bewegung. Die Zuversicht, dass das alles einmal tragen wird, ist mit den Trauben vor dem Fenster gewachsen. Sie sind längst als solche zu erkennen, und brauchen doch noch Sonne und eine Weile, um Farbe und Geschmack zu gewinnen.

An einem Freitag im Juli gehe ich, fast ungesehen, dankbar für diese Zeit an diesem Ort und alles, was hier wachsen konnte. Der Wasserstand ist hoch.

Mariann Bühler
Basel, 06.09.2021